

Editorial

Die Krise gemeinsam meistern

Keine Messe. Kein Ostereier-Suchen mit den Grosseltern. Kein Festessen am Ostermontag in der Gartenbeiz. Kein Ausflug zum Bergrestaurant. Kein Stau am Gotthard.

Wie so vieles bringt das Coronavirus auch die Feiertagsroutine durcheinander. Ostern ist dieses Jahr ein völlig anderes Fest. Der angeordnete Stillstand verschafft uns Zeit zum Nachdenken und auch zum Überprüfen unserer Pläne. Was bleibt davon gültig, nach diesem unerwarteten Einschnitt, der so vieles auf den Kopf stellt?

Zwar ist es noch gar nicht so lange her, dass an hohen Feiertagen in vielen Kantonen sämtliche nicht religiösen Veranstaltungen verboten waren. Am Karfreitag und am Ostersonntag war der Eintritt in Museen oder Kinos genauso verboten wie Konzerte, Theatervorstellungen – und natürlich das Tanzen. Mit dem schwindenden Einfluss der Kirche kamen solche Gesetze überall unter Druck. Das «Tanzverbot» wurde mittlerweile fast überall gelockert oder aufgehoben.

«Es wäre nicht richtig, die Kosten den unverschuldet exponierten Firmen aufzubürden»

Aber was wir jetzt erleben, ist damit nicht zu vergleichen. Das gab es in Friedenszeiten noch nicht, dass die Wirtschaft ins künstliche Koma versetzt wird

und wir auf Anordnung der Behörden zu Hause bleiben. Es braucht keinen Polizeistaat, um die Anordnungen durchzusetzen. Die Einsicht in die Notwendigkeit ist praktisch einhellig.

Schweizerinnen und Schweizer fürchten nicht, dass der Bundesrat an seinen Vollmachten nach Beendigung der Notsituation festhalten möchte. Auch die massiven Unterstützungsleistungen für die durch den Lockdown in ihrer Existenz bedrohten Betriebe und Arbeitnehmer erfreuen sich sehr breiter Zustimmung. Niemand trägt Schuld an diesem Jahrhundertereignis. Deshalb sind die wirtschaftlichen Lasten möglichst breit zu verteilen. Es wäre nicht richtig, die Kosten den unverschuldet exponierten Firmen aufzubürden. Es ist ein Gebot der Fairness, man hilft, wo man kann. Die Schweiz hat den Vorteil, dass sie sich an das altmodische Gebot «Spare in der Zeit, so hast du in der Not» gehalten hat. Das zahlt sich nun aus.

In diesen Zeiten treten gar parteipolitische Auseinandersetzungen in den Hintergrund. Auch unter den Ökonomen herrscht ungewohnte Einmütigkeit, dass die Lockdown-Massnahmen notwendig sind. Über das «Wie» der Nothilfemassnahmen wird gestritten, aber das muss auch so sein.

Der Friede wird nicht ewig halten. Wenn die Notlage überstanden ist, geht der Streit wieder los. Darüber, wer wie viel der Lasten tragen soll, wer was aus der Krise zu lernen hat. Alle werden natürlich davon überzeugt sein, dass die Krise bewiesen hat, dass nur ihre Ideologie richtig ist. Doch wir werden froh sein, wenn die Normalität zurückkehrt. Wenn wir die Krise gemeinsam überstanden haben – und wieder gemeinsam feiern und streiten können.



Armin Müller,
Mitglied der
Chefredaktion

armin.mueller@tamedia.ch
www.facebook.com/sonntagszeitung

«Scheiss-Zürcher, haut ab»

Am Anfang der Corona-Krise herrschte grosse Solidarität im Land – jetzt wachsen die Aggressionen. Wer auch nur das Haus verlassen und im Wald spazieren gehen will, bekommt einiges zu hören

Catherine Boss und
Bernhard Odehnal

Prächtiges Wetter, blühende Natur: Der Frühling zeigt sich an den Ostertagen von seiner besten Seite. Und so ziehen trotz der behördlichen Anweisung «Bleiben Sie zu Hause» viele Städter und Bewohner der Agglomeration ins Grüne. Nach drei Wochen Isolation bevölkern sie die Naherholungsgebiete, grillieren im Wald, bauen Holzhütten mit den Kindern oder wagen die Fahrt ins Ferienhaus – oft nach langen innerfamiliären Diskussionen darüber, ob man das nun noch darf oder doch nicht.

Tatsächlich wurden beliebte Ausflugsregionen bereits vorsorglich zu Sperrgebieten erklärt: Gemeinden und Kantone riegelten Zufahrten zu Naherholungsgebieten ab, Parkplätze wurden gesperrt. Wer sich trotzdem noch rauswagt, muss sich zum Teil einiges anhören lassen. Denn unterwegs sind nicht nur Sonnenhungrige, sondern auch jede Menge Hilfspolizisten. Sie registrieren noch die kleinste mutmassliche Verletzung der Abstandsregeln – und beschweren sich darüber in einem Ton, der zunehmend aggressiver wird. Nicht selten artet es sogar in wahre Pöbeleien aus. Vor allem, wenn Städter – erkennbar durch ihre Autonummern – unter den Verdacht geraten, das Virus unvorsichtigerweise in die ländlichen Regionen zu tragen, wo es bisher weit weniger Corona-Fälle gegeben hat.

Im nördlichen Aargau, zum Beispiel, beobachteten die Bewohner des Zurzibiets, dass in den letzten Tagen immer mehr Autos mit fremden Kontrollschildern entlang des Klingnauer Stausees parkierten. Ausflügler «aus der halben Schweiz» seien angereist, meldete Radio Argovia. Auf der Facebook-Seite der Regionalpolizei Zurzibiet erregen sich Anrainer über angeblich verantwortungslose Velofahrer und Ausländer: «Abfahre mit so unverständliche lüt.»

Nach der Solidarität kommen jetzt die Zänkereien

Die Wut auf die Fremden dringt bis in entlegene Regionen vor. Als Louise M. mit ihrem Auto mit Zürcher Kennzeichen im Glarnerland letztthin eine kleine Bergstrasse hochfuhr, brüllten ihr zwei Mountebiker beim Vorbeifahren zu: «Scheiss-Zürcher, haut ab!» Keine fünf Minuten später erneut: «Ihr habt hier nichts verloren», richteten ihr junge Velofahrer aus.

Die Corona-Krise ist damit in eine neue Phase getreten. Noch gibt es die Bekenntnisse zur Solidarität, noch existieren kleine und grosse Nachbarschaftshilfen wie «Tsüri hilft» oder «Gern gschee» in Basel. Doch nach einer Zeit der umfassenden Rücksichtnahme nehmen die Zänkereien stark zu.

«Ich sehe auch, dass die Stimmung aggressiver wird», sagt Erich Seifritz, Direktor und Chefarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. In einer Notsituation, in der die Menschen eine Bedrohung spürten, gebe es eine So-

lidaritäts-Hierarchie. «Das Eigene, das in meiner Nähe, ist mir am wichtigsten. Also meine Familie, mein Quartier, mein Kanton, mein Land», sagt der Chefspsychologe. Die Gesellschaft könne dadurch auf längere Sicht Schaden nehmen, fürchtet Seifritz. Er hat aber auch ein gewisses Verständnis für die Ängste der Landbevölkerung. Wenn diese die Städter nach Hause schickten, forderten sie damit nichts anderes ein als Solidarität: Alle sollten zur Sicherheit die Regeln befolgen – zum Wohl der ganzen Gesellschaft.

Doch die Nerven liegen nach drei Wochen Isolation und Corona-Krise teilweise blank. Das erfuhr auch Sandra M., als sie kürzlich mit ihrer Freundin auf einer Zürcher Landstrasse mit dem Velo unterwegs war. Ein Autofahrer bremste ab und schrie sie an, sie sollten nach Hause, sie hätten hier nichts zu suchen, denn sie erhöhten die Unfallgefahr und belegten nach einem Crash die Spitalplätze, die Corona-Patienten brauchten. «Ich war fassungslos», erzählt M.: «Der Autofahrer war doch genauso auf der Strasse – und er hat mit seinem Verhalten die Sache erst gefährlich werden lassen. Ich nehme Verhaltensregeln sehr ernst und befahre ungefährliche Strassen in gemütlichem Tempo.»

Aber auch innerhalb der Stadt oder am Stadtrand wird um den Grünraum gekämpft. Oft kommt

«Jeder beobachtet seine Umgebung: Wer hält sich an die Verordnung? Wer nicht?»

Katja Rost, Soziologin

es dabei auch zu verbalen Gefechten zwischen den Generationen. Die Waldwege beispielsweise auf dem Zürichberg sind breit genug, dass Menschen im angemessenen Corona-Abstand aneinander vorbeigehen können. Dennoch wurde Elisabeth P. unlängst von einer älteren Frau wüst beschimpft, als sie mit drei kleinen Kindern durch den Wald spazierte: Was ihr denn einfallt, noch dazu mit den kleinen Kindern. Sie sollten doch zu Hause bleiben!

Viele melden das angebliche Fehlverhalten aber auch direkt der Polizei. «Wir erhalten pro Tag zwischen 60 bis 90 Meldungen», sagt Marc Surber, Mediensprecher der Stadtpolizei Zürich. «Meistens geht es um Leute beim Tschütten oder weil sie auf Parkbänken zu nahe beieinandersitzen.» Diese Kontrollen forderten die Stadtpolizei dann schon sehr, so Surber. «Auf der anderen Seite haben wir jetzt deutlich weniger Einsätze, die nicht Corona betreffen.»

Die Kantonspolizei Bern registrierte auch am Karfreitag «deutlich mehr» Meldungen aus der Bevölkerung über zu grosse Gruppen von Ausflüglern oder Menschen, die zu geringen Abstand hielten.

Meist reichte dann aber eine Ermahnung, gebüsst wurden die Verpetzten nur selten.

Die soziale Kontrolle sei im Moment extrem gross, sagt Katja Rost, Professorin für Soziologie an der Uni Zürich: «Jeder beobachtet seine Umgebung: Wer hält sich an die Verordnung? Wer nicht?» Rost sieht noch einen weiteren Grund für die zunehmende Aggressivität: Weil durch die Krise volkswirtschaftlich immenser Schaden entstehe und die Menschen grosse persönliche Einschränkungen erleben, duldeten sie keine Trittbrettfahrer. Das ist einerseits positiv für die Gemeinschaft, sagt Rost: «Wir kommen aus dieser Corona-Krise nur gut raus, wenn sich alle an die Vorschriften halten.» Andererseits würden nun Bürger, die sich ungerecht behandelt fühlten, daraus ihr Recht ableiten, andere selbst zu sanktionieren. «Der Mensch hat solidarische Züge, aber über eine längere Zeit hinweg siegt beim Einzelnen innerhalb einer grossen, anonymen Gruppe doch der Egoismus», sagt Rost.

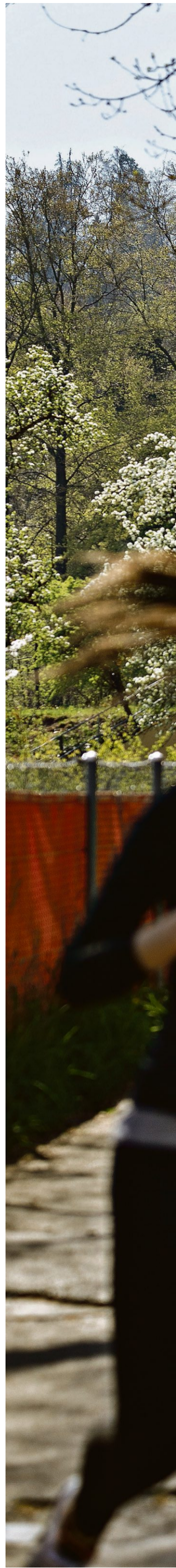
Stunde der Zweifel und eine Phase der Polarisierung

Die Soziologin mahnt auch die Städter, auf die Landbevölkerung und ihre Ängste Rücksicht zu nehmen: «Wenn sie jetzt mehr Platz hat, dann soll man ihr diesen Vorteil lassen. Normalerweise lebt heute die privilegierte Schicht in der Stadt, mit höheren Gehältern und geringerer Arbeitslosigkeit.»

Die gesteigerte Aggression zwischen Städtern und Landbevölkerung, zwischen Jungen und Alten, Gesunden und Vorerkrankten ist kein schweizerisches Phänomen. Auch im Ausland stellt man dieser Tage eine Veränderung fest. Der deutsche Psychologe und Mitbegründer des renommierten Rheingold-Instituts in Köln sagte im Magazin der «Frankfurter Rundschau», es sei jetzt «die Stunde der Zweifler» und eine Phase der Polarisierung. Die anfänglich beschworene Einheit bekomme Risse, denn viele Menschen fragten sich, ob die Massnahmen überhaupt angemessen seien.

In Österreich beschreibt Maria Katharina Moser, Direktorin der Diakonie Österreich, im Interview mit dem ORF-Radio die Situation als «hochgradig ambivalent»: Bisher habe sich die neue Solidarität in der Losung ausgedrückt: «Jeder kann Leben retten, wenn er sich an die Regeln hält.» Jetzt nehme sie jedoch wahr, dass viele Menschen dieses «Leben retten» nur mehr auf sich bezögen und beginnen würden, in den anderen eine Gefahr zu sehen. «Da kippt etwas», sagt Moser:

Oft sind es kleine Provokationen, die aufzeigen, wie gereizt zuweilen die Stimmung ist. Als die 60-jährige Simone L. kürzlich auf einem Feldweg spazierte, fuhren zwei Velofahrer direkt auf sie zu. Sie gab ihnen ein Zeichen, etwas Abstand zu wahren, worauf der eine Biker einen Schwenker in ihre Richtung machte. Zuerst war sie verduzt. Dann rief auch sie ihnen eine Zurechtweisung hinterher.





Das Naherholungsgebiet als Kampfzone: Trotz Platz viel Unmut am Zürichberg

Foto: Michele Limina

Wie leicht steckt man sich beim Joggen an?

Zwei Meter Distanz seien beim Sport nicht genug, sagt eine neue Studie. Das sorgt für Diskussionen

Die Nachricht verbreitet sich auf Social Media gerade rasant: Zwei Meter Abstand seien beim Joggen oder Velofahren nicht genug, vor allem wenn man sich im Atemstrom eines heftig Schnaufenden befinde. Dies habe eine neue Studie des belgischen Wissenschaftlers Bert Blocken bewiesen, schrieb ein User in einem Artikel auf der Plattform Medium. Auf Medium kann jeder Beiträge veröffentlichen.

Die dazugehörige Simulation zeigt animierte Avatare im Sprühnebel ihres Vordermanns, dazu die Warnung, beim Joggen müsse man vier bis sechs Meter Abstand halten, wolle man nicht Viren aus der Atemwolke des anderen einatmen. Die Nachricht sorgte vor allem deshalb für Unruhe, weil gerade die halbe Schweiz das Joggen und Velofahren entdeckt zu haben scheint.

Verschiedene Nachrichtenportale und Zeitungen nahmen den Medium-Beitrag auf. Am Donnerstag reagierte ein Journalist des Onlinemagazins «Vice» mit einer heftigen Kritik: Es gebe noch nicht einmal eine Preprint-Studie von Blocken und keine richtigen Beweise für diese Warnungen.

In Zeiten der Pandemie veröffentlichten Wissenschaftler ihre Beiträge möglichst rasch auf Preprint-Servern, wo sie noch nicht die üblichen Testverfahren durchlaufen haben. Das ergibt Sinn, weil damit alles, was wir über das Virus wissen, möglichst schnell in dessen Bekämpfung fliessen kann. Aber es erhöht das Risiko, dass sich Annahmen später als falsch herausstellen. Und zu Blockens Simulation gab es eben noch nicht einmal eine Preprint-Studie, sondern nur Bilder von der Simulation. Inzwischen hat Blocken den Preprint veröffentlicht.

Blocken ist kein Virologe, sondern Professor am Ingenieursdepartement der Universität Eindhoven in den Niederlanden. Eines seiner Spezialgebiete ist die Berechnung von Luftströmen im

Windkanal. Und genau das hat er hier getan.

Die beim Social Distancing geratene Mindestdistanz von 1,5 Metern (in der Schweiz 2 Meter) beziehe sich auf statische Situationen, schreibt Blocken in dem Preprint. Er habe im Luftstrom testen wollen, inwieweit Bewegung die Dynamik der Atemluft verändere und ob die Tröpfchen mit den Viren sich so eventuell weiterverbreiteten. Wie die Simulationen zeigen, tun sie das tatsächlich. Doch die Frage, ob die Ansteckungsgefahr dadurch auch zunimmt, kann und will Blocken nicht beantworten.

Der entscheidende Unterschied zwischen Tröpfchen und Atemluft

Entscheidend ist dabei eine Frage, die auch im Zusammenhang mit der Maskentragpflicht diskutiert wird: Verbreitet sich das Virus nur über Tröpfchen beim Husten oder Niesen oder sogar durch die Atemluft (Aerosole)? Die Tröpfchen fallen nach 1,5 bis 2 Metern zu Boden – deshalb auch die Empfehlung der Social Distance von 2 Metern. Die leichteren Aerosole können sich weiter verbreiten, vor allem in geschlossenen Räumen.

Die amerikanische National Academy of Sciences warnt inzwischen vor den Aerosolen. Doch nicht alle Experten sind sich einig, dass sie eine grosse Gefahr darstellen, und wenn dann nur in sehr naher Distanz von jemandem und am ehesten in geschlossenen Räumen ohne Luftumwälzung.

Auch das ist ein Unterschied zwischen der von Blocken simulierten Situation im Windkanal und dem tatsächlichen Joggen im Wald: Seitenwinde und den Austausch der Luft im Freien hat Blocken nicht simuliert. Deshalb schreibt er nun: «Wir sind massiv missinterpretiert worden.» Und: «Velofahren und Joggen sind nicht die Hauptrisiken, um sich mit Covid-19 anzustecken.»
Alexandra Bröhm

«Spannungen gehören zu einer lebendigen Demokratie»

Nach fast einem Monat Corona-Lockdown steigt die Unzufriedenheit.

Woran liegt das?

Wir ändern gern einmal unser Verhalten. Das weiss jeder, der versucht hat, mit dem Rauchen aufzuhören oder weniger zu essen. Aber das neue Verhalten aufrecht zu halten, ist ein Problem. Wir haben als Kollektiv nun damit zu kämpfen, dass wir zwar den Sinn der Corona-Massnahmen erkennen, aber gegen Impulse ankämpfen müssen, wieder die angenehmen Seiten des Lebens geniessen zu wollen.

Die Frage, ob man ins Ferienhaus oder auf eine Wanderung darf, führt zu erheblichen Spannungen.

Aber das ist ein gutes Zeichen. Das ist der Schweizer Weg, dass man auf Eigenverantwortung setzt und keine Ausgangssperre verhängt wie in anderen Ländern. Man sieht ja, wie im Ausland Demokratie abgebaut wird und Freiheitsrechte eingeschränkt werden.

Die Aufforderung zur Eigenverantwortung führt aber zu Konflikten: Jeder interpretiert die Regeln nach seinem Sinn.

Wir wissen aus vielen Studien, dass Verhaltensänderungen aus freien Stücken viel nachhaltiger sind als solche, die durch Zwang hervorgerufen werden. Wenn es diese Freiheit weiterhin gibt, dann gibt es auch Meinungsverschiedenheiten und Spannungen. Das gehört eben zu einer lebendigen Demokratie.

Sie sehen keine Gefahr der Polarisierung?

Wenn Leute ohne Gespür und ohne Rücksicht andere wegen der kleinsten Regelverstössen melden, haben wir im Extremfall ein neues Denunziantentum. Das wäre Gift für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Auf der anderen Seite: Wenn es Sinn macht, Abstand zu halten und die Regeln einzuhalten, dann tut es uns auch gut, daran erinnert zu werden.

Wie verhindern wir ernsthafte Konflikte, wenn die Corona-Krise noch lange andauert?

In unserer Gesellschaft steht das Individuum über allem und deshalb entscheiden die Leute unterschiedlich. Da müssen wir eben eine Balance aushandeln: Es darf kein Freibpass für riskantes Verhalten ausgestellt werden. Aber auch nicht für Denunziantentum.



Johannes Ullrich, Sozialpsychologe an der Uni Zürich